Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannisgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Alfred Hahn vorm. O. Klemm's Sortim.
Universitätsstraße 3 (Paulinum),
Louis Lösche,
Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 249. **Donnerstag** den 17. Mai 1900. **94. Jahrgang.**

Politische Tagesschau.

* Leipzig, 17. Mai.

Der Präsident des Reichstags muß überzeugt sein, heute die Anhänger der „verbesserten" lex Heinze so zahlreich am Platze zu sehen, daß jeder Obstructionsversuch durch „Schluß der Debatte" vereitelt werden und darauf ungesäumt die Abstimmung über die ganze lex erfolgen kann, sonst hätte er gestern außer der „Weiterberathung" der lex nicht noch die dritten Lesungen der Gewerbeordnungsnovelle und des Fleischbeschaugesetzes auf die Tagesordnung gesetzt. Es ist aber noch fraglich, ob der Herr Präsident nicht die Rechnung ohne den Wirth gemacht hat. Denn der „Nationall. Corr." wird von wohlunterrichteter Seite mitgetheilt, auch mancher Centrumsabgeordnete sei „von dem gloriosen Feldzuge, der unter der Flagge der Reinigung der öffentlichen Moral zur frevele politischer Banausen geführt wird", durchaus nicht begeistert und mancher namhafte Conservative habe schwere Bedenken, seitdem der Centrumsabgeordnete Lerno in der bayerischen Kammer die letzten Ziele der Heinzegesetzgeber enthüllt und dort auseinandergesetzt habe, daß man sich eigentlich erst dann beruhigt fühlen werde, wenn die Münchner Pinakothek „purificirt" sei. Nun, die Entscheidung wird ja nicht lange auf sich warten lassen. Was das Fleischbeschaugesetz betrifft, so schreibt heute die „Deutsche Tagesztg.":

„Der Antrag, der auf dem Boden des Compromisses steht, hat 20, der andere, der eine andere Fassung der Beschlüsse zweiter Lesung darstellt, 28 Unterschriften erhalten. Die übrigen drei Mitglieder der deutsch-conservativen Partei haben sich ihre Stellungnahme vorbehalten, doch stehen zwei von ihnen auf dem Boden der Beschlüsse zweiter Lesung. Wie die übrigen Parteien sich dazu verhalten werden, steht heute noch nicht fest. Auf der Seite der Mehrheit der conservativen Partei steht die deutschsociale Reformpartei, ferner die Abgeordneten des „Bundes der Landwirthe" und des bayerischen Bauernbundes. Die freiconservative Partei dürfte sich in ihrer großen Mehrheit für das Compromiß erklären. Von den Nationalliberalen ist die Mehrheit für das Compromiß, während eine nicht unwesentliche Minderheit für den Antrag der conservativen Mehrheit stimmen wird. Wie das Centrum sich schließlich verhalten werde, bleibt noch abzuwarten. Früher verlautete mit Bestimmtheit, daß es der Mehrheit der conservativen Partei sich anschließen werde, neuerdings scheint die Stimmung dem Compromisse geneigter geworden zu sein. So liegen die Verhältnisse. Ob bei solcher Sachlage das Fleischbeschaugesetz überhaupt zur Erledigung kommen kann, ist sehr fraglich."

Der „Nationallib. Corr." zufolge wird dagegen auf Grund zuverlässiger Grundlagen mit einer ansehnlichen Mehrheit für den Compromißantrag des Abg. Klinckowström gerechnet. Vom Bundesrathstische wird, wie man nach dieser Quelle annimmt, vorher eine Erklärung erfolgen, die diesen Antrag als die äußerste Grenze bezeichnet, bis zu der die verbündeten Regierungen entgegenzukommen vermögen. Bestätigt sich das, so wird man gespannt sein dürfen, ob die Führer des Bundes der Landwirthe es wagen werden, aus Groll gegen die Flottenverstärkung zu stimmen. Vorläufig stellt sich die „Deutsche Tagesztg." an, als halte sie die Flottenvermehrung gefährdet durch die von dem Staatssekretär Frhrn. v. Thielmann gegenüber einer Abordnung des Vereins zur Förderung der Interessen der Frankfurter Börse angeblich getheilte Aeußerung, die Erhöhung der Umsatzsteuer sei im finanziellen Interesse des Reiches nicht erforderlich, er glaube mit der bisherigen Umsatzsteuer von zwei Zehntel pro Mille auszukommen. Das Bündlerblatt kann sich aber beruhigen; daß die ausschlaggebende Partei trotz dieser angeblichen Auslassung des Reichsschatzsekretärs auf die Erhöhung der Börsensteuer unter keinen Umständen verzichtet, thut die gestern vom Abgeordneten Gröber in der Budgetcommission abgegebene Erklärung hinlänglich dar. Die vom Centrum im letzten Augenblick fallen gelassene Einbeziehung von Zolltariferhöhungen in den Deckungshinweis des Flottengesetzes, ist auf nationalliberalen Antrag von der Commission ebenfalls beschlossen worden und dürfte auch im Plenum angenommen werden. Nach den gestrigen Verhandlungen wird Freiherr v. Thielmann und gerade er trotz entgegengesetzter Neigung „heran" müssen und zwar wahrscheinlich alsogleich. Die Commission hat den Antrag, daß das Stempelgesetz noch in dieser Session zu ändern sei, in das Flottengesetz aufgenommen, obwohl der Unterstaatssekretär Aschendorn vom Reichsschatzamt die Leistung für bedenklich erklärt hat. Möglich allerdings, daß das Plenum den unlenkbaren technischen Schwierigkeiten Rechnung trägt. Vorläufig setzt die Commission, nachdem sie für ihren Theil mit dem Flottengesetze fertig ist, die Berathung der von ihr dazu gestellten Stempelgesetzanträge fort.

Daß die gestern von uns wiedergegebene Meldung des Londoner „Daily Tel." über das Vorgehen der Deutschen am **Kiwusee** mindestens aufgebauscht ist, ergiebt sich daraus, daß nach einer Meldung aus Brüssel die Behörden des Congostaates gestern von einem Zusammenstoße zwischen Deutschen und congostaatlichen Truppen noch nichts wußten. Außerdem geben der „Voss. Ztg." von dem zur Zeit in Berlin anwesenden Afrikareisenden Eugen Wolf über den Gewährsmann des „Daily Tel.", Lionel Décle (nicht Decke), Mittheilungen zu, die den Charakter dieses Herrn und seine Glaubwürdigkeit in recht zweifelhaftem Lichte erscheinen lassen. Herr Eugen Wolf schreibt nämlich:

„Der Inhalt des in Ihrer gestrigen Abendnummer enthaltenen sensationellen Telegramms des Herrn Lionel Décle ist zum Mindesten stark anzuzweifeln. Herr Décle hat bereits bei Gelegenheit einer früheren Reise durch unser deutsch-ostafrikanisches Gebiet in seinen Veröffentlichungen eine starke Animosität gegen unsere Schutztruppe und unsere colonialen Unternehmungen an den Tag gelegt und damals Nachrichten über unsere Schutztruppe in die Welt gestreut, die absolut unwahr waren. So wird es sich wohl auch dies Mal wieder verhalten. Herr Lionel Décle ist „je nach Bedarf" Franzose oder Engländer. Im Jahre 1894 kam er in Majunga (Madagaskar) als Franzose an, entpuppte sich dann als Engländer und wollte schließlich, da man ihn im französischen Lager nicht mehr haben wollte, beim englischen Consul. Er wollte den Feldzug der Franzosen und den Marsch nach Tananarive mitmachen, was ihm jedoch nicht gestattet wurde. Auch war er in eine Mauleselfieferung verwickelt, die er in Gemeinschaft mit dem Sohne eines vielgenannten französischen Generals für Rechnung der französischen Armeeverwaltung unternommen hatte. Das waren für die Franzosen recht theure Maulesel — das Geld dafür wurde gezahlt, aber die Esel kamen nicht. Dagegen verstieß Herr Lionel Décle eines Tags auf Nimmerwiedersehen Majunga. — Aus dem wenigen Gesagten dürften Sie erkennen, welchen Anspruch auf Zuverlässigkeit seine Mittheilungen haben können."

Etwas befremdlich ist es, daß gestern im Reichstag die zweite Berathung des Nachtragsetats für die Schutzgebiete nicht Veranlassung gab, den Colonialdirector um Auskunft über die Vorgänge am Kiwusee zu ersuchen.

Zu den Forderungen, welche die deutsche Socialdemokratie im Erfurter Programm „zunächst" erhebt, gehört die „directe Gesetzgebung durch das Volk vermittels des Vorschlags- und Verwerfungsrechts." Dieses Recht hat sich in der **Schweiz** gerade in socialpolitischen Fragen wiederholt als ein gefährliches Werkzeug erwiesen. Und es gewinnt fast den Anschein, als ob ihm das in langen Jahren mühsam vollendete Werk der Kranken- und Unfallversicherung ebenfalls zum Opfer fallen werde. Darauf deutet eine Kundgebung hin, die in Rücksicht auf das am 20. ds. stattfindende Referendum über die Arbeiterversicherung von der Centralcommission der Schweizerischen Gemeinnützigen Gesellschaft erlassen ist. Die „Sociale Praxis" entnimmt jener Kundgebung u. A. folgende Stellen, die zum Theil ein beredtes Zeugniß für die vorbildliche Thätigkeit Deutschlands auf dem Gebiete der Arbeiterversicherung enthalten, wenn auch das deutsche Reich direct nicht genannt ist:

„Es handelt sich am 20. Mai darum, ob ein sociales Friedenswerk höchster Bedeutung, zu dessen Verwirklichung Männer aller Parteien einträchtig zusammen gewirkt haben, die Gutheißung des Volkes erhalte oder nicht. Mögen auch dem Entwurfe manche Unvollkommenheiten anhaften, wie aller menschlichen Arbeit, so ist es andererseits im besten Falle eine Selbsttäuschung, wenn behauptet wird, bei einer Verwerfung dieses Entwurfs werde in wenigen Jahren ein anderer vorgelegt werden können. Nein, der 20. Mai wird entscheiden, ob wirklich bei uns in absehbarer Zeit die Masse der Arbeiter in Gewerbe, Industrie und Landwirthschaft vor der Gefahr geschützt werde, im Falle von Krankheit mit ihren Familien der Noth und der Almosengenössigkeit anheimzufallen, ob sie auch vor den nämlichen Folgen der Unfälle hinreichend gesichert werde, ohne unter Umständen kostspielige und umständliche Processe führen zu müssen. . . . Es ist eine feststehende Thatsache, daß die bisherigen freiwilligen Einrichtungen nur einer verhältnißmäßig kleinen Minderheit wirksame Hilfe haben bringen können; es ist Thatsache, daß in dem vorliegenden Entwurfe der freien Bewegung möglichster Spielraum gelassen, das bureaukratische Element auf das Nothwendige beschränkt ist; es ist endlich Thatsache, daß in großen Staaten Einrichtungen, wie die jetzt für unser Vaterland angestrebten, seit einem Jahrzehnt in Segen wirken und weder von Arbeitern noch Arbeitgebern wieder preisgegeben würden. Wenn es in der Monarchie durch die Willenskraft der Regierenden möglich war, solche große, für das allgemeine Wohl durchgreifende Einrichtungen ins Leben zu rufen, sollte es wirklich ein Ding der Unmöglichkeit sein, in der demokratischen Republik — durch freien Entschluß ihrer Bürger — gleich hohe Ziele zu erreichen?"

Unsere Socialdemokratie liebt es, über das „sociale Königthum", wie wir es in Deutschland haben, zu spotten und seine Wirkungen zu verkleinern; ihr sei das obige Urtheil aus demokratisch-republikanischem Munde zur Beachtung empfohlen.

Das für die französischen Republikaner und deutschen Socialdemokraten verblüffende Ergebniß der **Pariser Gemeinderathswahlen** wird von der deutschen Presse überwiegend unter dem Gesichtspuncte der inneren französischen Politik betrachtet. Dies wäre überall angesichts ähnlicher Wahlen selbstverständlich, die Pariser Ueberraschung hat aber auch ihre internationale Seite. Mag das Wahlresultat antirepublikanisch, antisemitisch, kleinbürgerlich sein, vor Allem ist es boulangistisch. Wir geben uns über die Gesinnung, die die Gesammtheit des französischen Volkes Deutschland gegenüber hegt, keiner Täuschung hin, aber einen reineren Ausdruck als durch diese Wahl „im Kopfe und Herzen Frankreichs" hätte der Revanchegedanke nicht finden können. Deutschland hat die Ausstellung beschickt, soeben wird dort ein „Deutsches Haus", das freilich mehr französisch als deutsch eingerichtet ist, eröffnet. Fast in demselben Augenblick wählen die Pariser Leute, die sich von ihren Gegnern dadurch unterscheiden, daß sie nicht einmal während der Ausstellung von der Belundung ihres Deutschenhasses und ihres Rachekriegsdurstes lassen wollen. Die Wahl ist eine hübsche Quittung über das Verlassen des deutschen Brauchs, Pariser Ausstellungen nicht zu beschicken, und hoffentlich auch eine gute Lehre für die Männer unter uns, die geglaubt haben, die Franzosen könnten über Faschoda Sedan vergessen. Paris ist nach wie vor Frankreich, und das dortige Wahlergebniß ist der Ausdruck einer Stimmung, die sofort, wenn eine Gelegenheit, ein Anlaß da ist, die des ganzen Landes sein wird. Was natürlich nicht hindert, daß die Pariser das Geld der deutschen Ausstellungspilger ebensogern nehmen werden, wie das ihrer russischen Freunde. Noch lieber sogar, denn der deutsche Tribut an den Ausstellungsschwindel wird reichlicher fließen als der russische. Läge die Sache umgekehrt, hätte Berlin oder München, während es Franzosen als Gäste erwartet, so wie jetzt Paris gegen Deutschland demonstrirt, kein Franzose würde ohne dringende persönliche Nöthigung ihren Boden betreten. Wir Deutschen sind leider nun einmal nicht „so" und machen uns keinen Gedanken darüber, durch Vermehrung des französischen Nationalreichthums zu den Kosten einer gegen uns gerichteten Mobilmachung beizutragen, nach der die Hauptstadt Frankreichs durch ihre Wahlen sodann ihre Sehnsucht ausgedrückt hat. Das ist die Bedeutung des Wahlergebnisses. Daß es wie jedwede Erscheinung mehr als eine Ursache hat, soll dabei nicht geleugnet werden. Zwar die Erinnerung an Dreyfus muß angesichts der in Frankreich herrschend gebliebenen Auffassung der „Affaire" auf Rechnung des Deutschenhasses geschrieben werden, aber auch Panama ist noch unvergessen und im Allgemeinen scheint in Paris ein beschränkt kleinbürgerlicher Geist Boden zu gewinnen, eine Entwicklung, die in Wien fast bis zum Abschluß gediehen ist und sogar in Berlin vor sechs Jahren, als um den der geplanten Gewerbeausstellung zuzuweisenden Platz gestritten wurde, Spuren ihres Daseins verrieth. Besonders interessant ist, daß die Waarenhäuserfrage in der jüngsten Pariser Wahlbewegung eine nicht unbedeutende Rolle spielte. Der „Vorwärts" weist ihr sogar die Hauptrolle zu, was erklärlich ist. Daß der stärkste Beweggrund der Pariser Wähler der Chauvinismus gewesen, darf das Blatt einer Partei, die Deutschland als den alleinigen Störenfried Europas hinzustellen bemüht ist, nicht zugeben. Hübsch, aber unvorsichtig ist es, beiläufig bemerkt,

---

Feuilleton.

12] **Unter egyptischer Sonne.**

Roman aus der Gegenwart
von Katharina Zitelmann.

Nachdruck verboten.

Wildau hatte beim Dragoman einen Besuch Gebel Silsiles, der nicht im Programme stand, ausgewirkt, und der Professor erklärte heiter, er vermöge seiner Erkenntlichkeit nur dadurch Ausdruck zu geben, daß er Wildau zum Pharao ausrufe und ihn mit dem Namen des großen Ramses belege. Hätten sie einen Gott unter sich, so dürfe es auch an einem Herrscher nicht fehlen. Der Scherz fand Anklang, und Wildau erwiderte mit Humor, er nehme die Würde an, wolle aber die Lasten der Krone nicht allein tragen, sondern bitte sich eine Regentin aus, und, sich tief vor Fräulein von Umsattel verneigend, erwählte er sie zur „Pharaonesse" und taufte sie Ramaka.

„Eine unbekannte Größe!" rief Kunigunde, die ihre Freude über die Auszeichnung, welche sie von dem prinzlichen Reisegefährten erfuhr, nicht zu verbergen vermochte.

„Die größte Königin war sie, die Egypten gehabt", entgegnete Wildau, und da die Umsattel ungläubig blieb, wandte er sich Bestätigung heischend an den Professor.

„Sie werden die Dame in Theben genugsam kennen lernen", sagte der. „Ramaka war die Schwester und Vormünderin Tutmes' III. und hat lange Jahre die Regentschaft geführt. Den Tempel von Der el Bahri und den schönsten Obelisten in Karnak ließ sie errichten."

„So erkläre ich mich zufrieden", meinte Kunigunde, „schlage aber vor, daß meine Freundin Daisy Summers zur Kleopatra ernannt wird."

„Angenommen!" rief Alles lachend. Und nun verlangte man, daß auch die noch übrigen vier Mitglieder des Kreises sich den Verhältnissen anpassen müßten. Dr. Fischer erwählte sich darauf Seti zum Taufpathen und übertrug den Namen der schönen mesopotamischen Gattin desselben, Tala, auf seine Frau; Oberst von Wangen stieg in eine noch fernere Vergangenheit hinab und nannte sich Pepi, während dem Professor einstimmig die Rolle des weisen Ptah-Hotep zuertheilt ward.

Das Dampfboot legte bei Silsile an und die Reisenden stiegen zu der Felsencapelle empor, einer niedrigen, von fünf Pfeilern getragenen Halle, an die sich eine als Sanctuarium Ramses' II. bezeichnete Kammer schloß. Doch die Zeit drängte, und so begnügte man sich damit, den merkwürdigen Schrifttafeln mit dem Hymnus an den Nil einen Besuch abzustatten und die Löcher im Felsen zu betrachten, in denen die Nilkette befestigt gewesen sein soll. Auf die Steinbrüche konnte nur ein flüchtiger Blick geworfen werden; dann ging die Fahrt weiter.

In dem englischen Buch, das der Professor Harald geliehen, befand sich eine metrische Nachbildung der Hymne an den Nil, die in Ermangelung einer deutschen Uebersetzung vorgetragen werden sollte, und Mrs. Summers als einzige Engländerin ward gebeten, zu lesen. Da zeigte sich die wunderbare Thatsache, daß außer Kunigunde und Wildau Niemand sie verstand, obgleich Alle des Englischen mächtig zu sein vorgaben. Das Buch ging herum und Frau Fischer las; ihr folgte Braun — und während nun Daisy nichts verstand, verstanden doch die Anderen, was Alle in größte Heiterkeit versetzte. Infolge dieser Erfahrung unterhielt man sich Abends englisch, um sich zu üben, und Doctor Fischer verlangte sogar von Mrs. Summers, daß sie seine Fehler verbessern solle. Das lehnte sie indessen lachend ab, indem sie ihn versicherte, daß er bewundernswürdig spreche und die übrige Gesellschaft zu Zeugen aufrief. Alles bejahte voll Vergnügen, worauf der Sachse sich mit Selbstgefühl im Kreise umsah und ausrief: „Yes, I am a large talent!"

* * *

Man näherte sich Assuan, dem Endpunct der Dampfschiffahrt, wo ein zweitägiger Aufenthalt genommen werden sollte. Aus dem breiten Wasserbecken des Nil tauchten dunkle Granitfelsen auf, und die in seine Mitte gebettete bergige Insel Elephantine streckte ihre von Palmen übergrünte Spitze freundlich den Kommenden entgegen.

Der in der Bucht gelegene Ort mit seinen weißen ansehnlichen Häusern und Minaretten stieg südlich an einem trümmergekrönten Burgberg empor, der, jäh in den Fluß abstürzend, das Städtchen malerisch überragte.

Es war zehn Uhr, als das Dampfboot an der breiten Hafenstraße anlegte, gegenüber dem einzigen Hotel Assuans, das Cook gehörte. Die Passagiere der Concurrenzgesellschaft Gaze mußten sich mit ihren Cabinen begnügen. Am glücklichsten war heute Hassan, der schwarze Steward, der für den Tag Urlaub erhalten hatte, um seine in der Nähe wohnende Familie zu besuchen. Harald erfuhr auf sein freundliches Fragen hin, daß der junge Neger 23, seine Frau 19 Jahre zähle, und daß zwei Kinder von sieben und drei Jahren der Ehe entsprossen seien.

Die Sonne belehrte die Reisenden heute darüber, daß sie nur noch 24 Breitengrade vom Aequator, dafür aber beinahe 1000 Kilometer von Kairo entfernt seien, und dies Bewußtsein erfüllte sie mit solchem Stolz, daß sie die Hitze freudig in den Kauf nahmen.

Ein Besuch der Bazare ließ sie noch in ganz anderem Sinne als in Kairo den Orient spüren. Die wilden Gestalten der Abessinier und Aethiopier mit den abstehenden Haarschöpfen, die bronzefarbigen, schönen Nubier, die häßlichen Neger mit Ringen in Ohren und Nasen herrschten vor, der gelbe Egypter verschwand beinahe unter ihnen; dafür spielte der englische Soldat eine große Rolle, und das Roth seiner Uniform leuchtete so aufdringlich, als wollte es ihn schon von fern als Herrn kennzeichnen.

„Wer kann die Scene malen!" rief Harald entzückt, „die Schönheit dieser Afrikaner, die bei uns als häßlich verschrien sind, schildern! Welcher Europäer hat die Würde dieser Araber? Sehen Sie nur den Prachtmenschen dort! Wie ein geborener König hüllt er sich in seine Lumpen! Die Weißen mit ihrer nüchternen Tracht erscheinen mir daneben so trivial."

Wildau hatte Malgeräth bei sich und zog sich in einen Thorweg zurück, um eine Skizze zu entwerfen. Doch die Schaar der Neugierigen, die ihn umdrängte, machte ihm das Arbeiten unmöglich. Harald und Doctor Fischer fanden ihn in größter Noth, unfähig, sich der Bande zu erwehren. Wo war Yussuf, der Dragoman? Ja, der handelte für die Damen um orientalische Costüme und Waaren aller Art und war nicht zu haben. Da legte plötzlich Doctor Fischer sein gutmüthiges, rundes Gesicht in grimmige Falten und schrie in gutem Sächsisch los: „Zum Donnerwetter, Ihr verfluchte Kerls, wollt Ihr wohl Platz machen! Packt Euch!" Und damit hob er seinen Stock und jagte die Erschreckten davon. Harald und Wildau hatten bei diesem unerwarteten Ausbruch des deutschen Zornes beinahe die Fassung verloren. Als sie wirklich das Feld frei sahen, lachten sie von Herzen, während Fischer befriedigt schmunzelnd seinem Mäuschen nacheilte. Leider waren die Erfolge des Doctors nicht von langer Dauer. Die neugierigen Jünglinge hamitischer und semitischer Rasse sammelten sich bald von Neuem um Wildau, den sie für eine Art von Zauberer zu halten schienen. Harald aber hatte Miß Mary erspäht und ging ihr nach; vielleicht gelang es ihm hier, sie zu sprechen. Er fand sie vor einer Bude mit Metallwaaren, kleine Becher auswählend, die sie, wie sie auf seine Frage antwortete, ihren Schwestern mitbringen wollte. Er half ihr mit den arabischen Sprachbrocken, die er inzwischen erlernt, und bemerkte dann: „Miß Salinas, heute dürfen Sie mir nicht wieder entfliehen! Ich bitte Sie dringend, mir einmal Rede zu stehen!"

Er sah, wie sie vor Schreck zusammenfuhr und dann resignirt den Kopf senkte, als komme nun, was sie gern verhindert hätte. Aber sie wehrte sich nicht. Vielleicht dachte sie, es sei am besten das Unabänderliche geschehen zu lassen, vielleicht auch nahm ihr Harald's festes und entschlossenes Wesen die Kraft zu weiterem Widerstand.

Ihm ward es ihrer Miene gegenüber schwer, den Anfang zu finden. Auf diplomatische Umwege verstand er sich schlecht; so fiel er ziemlich ungeschickt mit der Thür ins Haus: „Sie haben mir neulich gesagt, ich quälte Sie, Miß Salinas, nachdem Sie mir vom ersten Tage an, da ich Sie in Kairo traf, Ihre Abneigung in nicht mißzuverstehender Weise zu erkennen gegeben. Wollen Sie mir nicht endlich einmal erklären, was Sie mir vorwerfen?"

Sie war tief erröthet und rang mit sich; er sah, wie sie mehrfach ansetzte, um zu sprechen und immer wieder die Lippen schloß. Sie that ihm leid, und nur noch seinem Gefühl folgend, rief er warmherzig: „Haben Sie doch ein wenig Vertrauen zu mir, Miß Mary! Wahrhaftig, ich habe bewußt noch nie im Leben Mensch oder Thier gequält, und nun soll ich es Ihnen thun! Ich ahne nicht einmal, womit oder wodurch!"

Sie waren die Straße entlang gegangen und befanden sich außerhalb des Gewühls der Fremdenbazare. Dennoch wich das junge Mädchen hinter eine vorspringende Wand zurück, als fürchte sie, gesehen zu werden. Sich an die Mauer lehnend, entgegnete sie dann: „Warum sind Sie mir uns gereist? Sie hatten nie vorher davon gesprochen — —"

Mit äußerstem Erstaunen sah er sie an. „Ja, warum sollte ich denn nicht mitreisen? Wildau hat mir im letzten Augenblick einen Platz auf seinem Schiff verschafft, und ich war sehr froh, die Tour mit Bekannten machen zu können!"

„Hätte ich es gewußt, wäre ich in Kairo geblieben", bemerkte sie niedergeschlagen. „Ich hatte mich so unendlich auf die Reise gefreut —"

„Meinetwegen wären Sie zurückgeblieben?" fragte er verständnißlos. „Ja — aber — finden Sie mich denn so verabscheuungswerth, daß ich schon auf dem anderen Schiff Sie belästige, da wir uns doch nur bei den Besichtigungen der Tempel sehen?"

Sie schwieg. Da begann ihm doch das Herz zu klopfen vor Erregung. Er, der sich früher stets eingebildet, eine unwiderstehliche Persönlichkeit zu sein, begegnete hier einem so starken unbegründeten Mißfallen, daß er es nicht ruhig hinnehmen konnte.

„Ich muß gestehen", fuhr er in kaltem Tone fort, „daß ich den Launen einer jungen Dame, die von unseren europäischen